

„Und zogen viel 1000 Menschen auf dem Wasser nach Ungarn fort ...“ Ulm und die Auswanderung aus Oberschwaben nach Südosten im 18. Jahrhundert

„Aufbruch von Ulm entlang der Donau 1712/2012“, unter diesem Motto stand 2012 das Themenjahr der Stadt Ulm, das einen Bogen spannen wollte zwischen dem 300. Jahrestag der großen Auswanderungswelle von 1712 in Richtung Sathmar bis zu den Migrationsfragen von heute. Der Titel „Aufbruch von Ulm“ bezog sich dabei nicht ausschließlich auf die Ulmer Untertanen, die sich auf den Weg nach Ungarn machten,¹ sondern in erster Linie auf die Tausenden von Auswanderern, die sich von Ulm aus auf den heute sogenannten ‚Ulmer Schachteln‘ Richtung Südosten einschifften. Ein großer Teil dieser Emigranten stammte aus dem Oberschwäbischen. Einen eindrucksvollen Einblick in die Dimension der Migration im 18. Jahrhundert erhält, wer einmal in den umfangreichen Auswandererlisten blättert, die Werner Hacker in jahrzehntelanger Archivarbeit für weite Teile des Südens und Südwestens Deutschlands erstellt hat.² Allein in seinem Band zur Auswanderung aus Oberschwaben³ sind mehr als 11 000 Namen vermerkt. Da ihm allerdings nicht alle Archive zugänglich waren, kann man davon ausgehen, dass die tatsächlichen Zahlen noch weit darüber lagen. Aktuelle Schätzungen gehen immerhin von bis zu 400 000 Emigranten nach Südosteuropa aus, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts aus dem Alten Reich auf den Weg gemacht haben.⁴

Das erste Reiseziel der oberschwäbischen Ungarnauswanderer war die Donau und in den meisten Fällen damit Ulm, das als Drehscheibe für die ankommenden Auswanderungswilligen aus Süden, Norden und Westen eine besondere Rolle spielte. In Ulm wurde die Donau durch den Zufluss von Iller und Blau erst schiffbar. Ulm, das den ersten größeren Hafen donauabwärts besaß, konnte auf eine lange Schifffahrtstradition zurückblicken. Schon 1164 wurden die Ulmer Fernhändler in der Marktordnung von Enns in Oberösterreich erwähnt. Zu diesem Zeitpunkt waren die Ulmer Schiffer noch auf Flößen unterwegs. Erst im 16. Jahrhundert holte man sich das nötige technische Wissen bei den Schiffsbauern aus Ingolstadt, Deggendorf und dem Passauer Land. Ab 1570 waren die Ulmer dann auch auf den sogenannten Zillen oder Plätten unterwegs. Der zuerst despektierlich gemeinte Begriff ‚Ulmer Schachtel‘ stammt aus dem 19. Jahrhundert. Die Schiffer beförderten Waren, Güter und Menschen nicht nur bis Wien, sondern weiter bis ins Ungarische. Besonders wichtig war ihre Rolle in der Zeit der Türkenkriege, in der sie für den Transport der kaiserlichen Truppen teilweise bis nach Belgrad verantwortlich waren.⁵

Erst nach der vergeblichen Belagerung Wiens 1683 gelang es allerdings dem kaiserlichen Heer, die Osmanen aus Ungarn zurückzudrängen, das sie 1526 erobert hatten. Unmittelbar nach der Befreiung Buda 1686 setzten die ersten Kolonisationsbemühungen der privaten weltlichen und geistlichen Territorialbesitzer in Ungarn ein. Die Esterházy, der Feldherr Prinz Eugen von Savoyen, die Grafen Dörny oder die Abtei Pécsvárad versuchten neben anderen Grundherren Kolonisten aus dem Reich im Schildgebirge, im Ofener Bergland und in der Schwäbischen Türkei anzusiedeln. Nach dem Frieden von Karlowitz 1699, in dem der gesamte mittlere Donaauraum an Habsburg fiel, begann auch die Ansiedlung auf den Kammergütern in der Batschka. Der ungarische Freiheitskampf unter der Führung des Fürsten Ferenc Rákóczi II. (1703–1711) sowie die Pest, die 1708–1712 in Ungarn wütete, machten diese ersten Bemühungen jedoch rasch wieder zunichte.⁶

Die Ansiedlungsaktion des Grafen Alexander Károlyi 1712

1712 unternahm der ungarische Graf Alexander Károlyi, der zum Dank für seine Bemühungen um den Friedensschluss von Sathmar Grafentitel und Besitztümer rund um Sathmar erhalten hatte, den Versuch einer großangelegten Ansiedlungsaktion schwäbischer Kolonisten. Nachdem er dafür die Zustimmung des Wiener Hofes erhalten hatte, wandte sich Károlyi direkt an den Schwäbischen Kreis mit der Bitte, Auswanderungswillige nicht aufzuhalten. Seine Werber, die vor allem im Oberschwäbischen unterwegs waren, rannten bei den Menschen offene Türen ein, war der Süden doch schon seit 1711 von einer eklatanten Hungersnot geplagt und noch länger einer der Hauptkriegsschauplätze im Spanischen Erbfolgekrieg gewesen.⁷ Mehrere Tausend Menschen drängten aus ganz Oberschwaben sowie den Oberämtern Blaubeuren, Königsbrunn, Heidenheim, St. Georgen, Tübingen und Rosenfeld im Frühjahr 1712 nach Ulm, um sich dort einzuschiffen. Die betroffenen Herrschaften ließen die meisten ohne Probleme ziehen, da es sich überwiegend um arme Tagelöhner und Bauern handelte. Die Flut von Auswanderern muss bemerkenswert gewesen sein, denn gleich mehrere Ulmer Chroniken berichten uns darüber: „In diesem Monath Mai sind viel 1000 Persohnen, Haußhåbige [Hausbesitzer], Ledige und Kinder aus dem Ober=Land und sonstigen Orten auf der Iller und Donau in das Ungerland gefahren, es sind auch auf dem

Lech viel 1000 hinabgefahren, dan wie man vorgeben, soll mann im Bapstum auf allen Kanzlen abgelesen haben, daß es Kayserlicher Befehl seye, daß sie in das Edle Ungerland ziehen sollen und man keines aufhalten könne. Da liessen sich die einfältige Leute bereden und verkaufften Hauß, Hof und Gütter, die Knechte und Mägde giengen auß ihren Diensten und kamen allhier in dem so genannten Schwaal zusammen und machten Hochzeit. Da war Tag und Nacht die Freud mit Pfeiffen, Geigen, Danzen und Springen.⁴⁸

Ganz so fröhlich dürfte es in Wirklichkeit nicht zugegangen sein, denn Ulm und sein Territorium waren ebenfalls von der herrschenden Hungersnot betroffen. Anfang Juni musste der Ulmer Rat mit der Brotausgabe an die Bedürftigen beginnen. Außerdem wissen wir, dass Anfang Juni eines der Flöße, die die Iller hinaufgekommen waren, vor Ulm kenterte und einige Menschen, unter ihnen auch Kinder, ertranken.⁹ Um die Versorgung der Auswanderer kümmerte sich der Karpfenwirt Kramer und der Wirt ‚Zur rostigen Hellebarde‘ Krebs, die mit Bewilligung des Rats auf dem Schwal, der kleinen Donauinsel, die heute zu Neu-Ulm gehört, eine Marktenterei eröffneten und eine hölzerne Hütte errichten durften. Es dauerte mehrere Wochen, bis die Schiffer alle Auswanderungswilligen auf einer der Ulmer Zillen donauabwärts untergebracht hatten.¹⁰

Das Aufatmen in der Stadt war jedoch nur von kurzer Dauer, denn in Ungarn war man trotz aller Anstrengungen – vor allem der Gattin des Grafen Károlyi Christine von Barkóczy – mit der Zahl der Ankömmlinge überfordert. Mangelnde Arbeit und Verdienstmöglichkeiten machten den Menschen zu schaffen, deren bescheidenes Vermögen unter den schwierigen Umständen rasch aufgezehrt war. Klimaunterschiede und die ungewohnten Lebensbedingungen, die zum Ausbruch von Krankheiten führten, veranlassten eine ganze Reihe von Kolonisten zur Flucht.¹¹ Bettelnd traten viele den Rückweg an. Ähnlich schlecht erging es den Kolonisten, die einen Vertrag mit László Graf Dóry geschlossen hatten. Sie wurden im Komitat Tolnau in das Dorf Tevel gebracht, dort aber einfach „auf der grünen Wiese ausgeladen“, ohne dass sich jemand weiter um ihre Versorgung gekümmert hätte.¹²

In Wien befahl Kaiser Karl VI. bereits im Juli 1712, etwa 600 der dort gestrandeten Kolonisten auf Schiffen zurück in ihre Heimatterritorien zu schicken. Deren Landesherrn im Schwäbischen Kreis waren davon wenig begeistert, nicht nur, weil es sich um arme Leute handelte, sondern vor allem, weil man aus Ungarn

Nachricht erhalten hatte, dass die Pest erneut ausgebrochen war. Die Ausbreitung einer Epidemie galt es in jedem Fall zu verhindern. Sie wäre nicht nur für die eigene Bevölkerung, sondern angesichts drohender Handelsembargos wichtiger Handelspartner auch für die Wirtschaftsbeziehungen katastrophal gewesen. Deshalb einigte man sich im Schwäbischen Kreis darauf, einem Vorschlag Ulms zu folgen und die Rückkehrer an der Grenze zum Schwäbischen Kreisgebiet bei Donauwörth abzufangen und in Quarantäne zu nehmen. Doch als die Zustimmung des Kreises in Ulm eintraf, hatten die Schiffe längst Donauwörth passiert.¹³

Am 23. Oktober 1712 erreichten die Schiffe mit 423 Männern, Frauen und Kindern an Bord Leipheim, das bereits auf Ulmer Territorium lag. Ulm gelang es mit respektetreibender Geschwindigkeit, innerhalb weniger Tage ein Lazarett für etwa 300 Menschen aus dem Boden zu stampfen und die medizinische und logistische Versorgung zu organisieren. Brot, Fleisch, Bier und Viktualien hatten die Ulmer Wirte und Metzger zu liefern. Das Stroh für die Krankenlager besorgte das Hospitalamt der Stadt. Die medizinische Versorgung übernahm der junge Ulmer Stadtarzt Gustav Benoni Münsinger (1683–1714), der vermutlich deshalb ausgesucht wurde, weil er über die Pest promoviert hatte. Ihm wurden Bader und Barbieri aus Ulm und Leipheim zur Seite gestellt. Die nötigen Krankenwärter rekrutierte man unter den gesunden Rückkehrern, vermutlich überwiegend den Verwandten der Patienten. Die Seelsorge der ausschließlich katholischen Auswanderer übernahm auf Bitten des (protestantischen) Ulmer Rats das in der Nähe liegende Kloster Oberelchingen.

265 der 423 Ankömmlinge wurden nach einer gründlichen ärztlichen Untersuchung in den ersten Tagen als halbwegs gesund klassifiziert. 156 von ihnen konnten Leipheim verlassen und auf der Bettelzech in ihre Heimat zurückkehren. Die anderen blieben „Mattigkeit halber“ vorerst im Lazarett bei den 158 Kranken. Die Pest hatten die Rückkehrer zur Erleichterung aller nicht mitgebracht. Die meisten litten unter der Ruhr, einer schweren Durchfallerkrankung, und heftigem Fieber. 40 Menschen starben innerhalb der ersten zwei Wochen im Lazarett, allein 25 in den ersten vier Tagen.¹⁴

In den Kreisakten des Stuttgarter Hauptstaatsarchivs haben sich verschiedene Namenslisten der Rückkehrer samt ihrer Herkunftsorte erhalten.¹⁵ Von den 423 Ankömmlingen waren 89 Männer, 100 Frauen und 234 Kinder. Nach dem Familienstand aufgeschlüsselt handelte es sich dabei um sieben Ehepaare ohne Kinder, wie



z.B. Anton Müller aus Bolanden bei Ravensburg, und 50 Ehepaare mit Kindern, wie die Familien Christian Baumann aus Laupheim oder Georg Haas aus Wolfegg. 24 Frauen sowie 10 Männer waren alleinstehend. 18 Witwen mit ihren Kindern sind verzeichnet, darunter z. B. die Ehefrau des Franz Rau aus Immenstatt mit ihren vier Kindern. Unter ihnen befand sich auch Catharina Friedrich aus Rottweil, die die Kinder ihrer auf der Reise verstorbenen Schwester unter ihre Fittiche genommen hatte. Des Weiteren finden sich 18 Väter mit ihren Kindern, deren Ehefrauen die Strapazen der Reise offenbar nicht überlebt hatten. 25 Kinder im Alter von etwa fünf bis 17 Jahren galten als Vollwaisen.

Zusammen mit den ebenfalls überlieferten Krankenberichten des Ulmer Stadtphysikus Münsinger erzählen die vom Leipheimer Stadtschreiber Otto verfassten Namenslisten die wechselvolle Geschichte der Rückkehrer. Erst erkrankte der Vater oder die Mutter, dann die Kinder; in manchen Fällen waren nur die Kinder oder die Mutter krank, in anderen lag die ganze Familie im Lazarett. Die Akten berichten von Fehlgeburten, Löchern an Armen und Beinen, geschwollenen Körpern und Blattern von der Größe einer Zweigulden-Münze, Kopfschmerzen, Fieberdelirien und Wurmerkrankungen. Anfang November schrieb Münsinger nach Ulm: „Die [25] Waisenkinder laboriren alle Dysenteria. Wie schon obengedacht, so laufen auch Krancke

noch in einem und andern Unterschlag, welche alle Fieber haben und nicht können passirt werden, weilenn wann sie in die Luft kommen, sie ganz würblig seyn und werden; es nehmet eben die Zahl der Patienten zu und ab; Gott gebe also Gesundheit und Seegen, so werde ich so viel bey dieser mir zwar schwehr aufgetragenen Sache thun, was ich verantworten kan.“¹⁶

Die Zahl der Waisenkinder erhöhte sich im Laufe der Wochen, da einige Eltern im Leipheimer Lazarett starben; leider geben uns die Akten keine Hinweise auf das Schicksal dieser Kinder. Gerne würde man wissen, was aus den 5- und 10-jährigen Schwestern Agatha und Maria Oberdorfer aus der Nähe von Wolfegg geworden ist, den Kindern der Witwe Magdalena Steiff aus Göfingen bei Riedlingen Magdalena (5 Jahre), Hans Jörg (7 Jahre) und Anna Maria (9 Jahre) oder den drei Jungen des Moriz Diepold aus Schlatt im Hohenzollerischen Gallus (6 Jahre), Carl (10 Jahre) und Andreas (13 Jahre), denn nicht alle Heimkehrer wurden tatsächlich wieder in der alten Herrschaft aufgenommen.¹⁷ Erst im Januar 1713 konnten die letzten Rekonvaleszenten entlassen werden. Neben all dem Leid gab es jedoch für einige der Rückkehrer ein persönliches Happyend: Bartholomäus Quintlen aus der Gegend von Hechingen machte sich als Krankenpfleger so verdient, dass er nach seiner Konversion zum evangelischen Glauben eine Anstellung beim Ulmer Hospitalamt erhielt.¹⁸

1712 und die Folgen

Der Zug nach Sathmar war zwar im Endeffekt wenig erfolgreich, zeigte aber das Potenzial der Kolonistenwerbung. Angebot traf in diesem Fall auf rege Nachfrage. Auf dem ungarischen Landtag von 1723 forderten die privaten Grundherren, weitere Bauern und Handwerker aus dem Reich nach Ungarn zu holen. Mit der Unterschrift Kaiser Karls VI. (1711–1740) unter die Artikel 103 und 117 wurde die sogenannte Impopulation Ungarns zum Staatsprogramm erhoben. Schon ein Jahr zuvor hatte der Kaiser selbst damit begonnen, das im Frieden von Passarowitz 1718 an Habsburg gefallene Banat zu besiedeln. Zwischen 1722 und 1726 wurden mehrere Tausend Familien unter der Leitung des kaiserlichen Feldherrn Graf Claudius Florimund Mercy im Banat angesiedelt. Auch Maria Theresia (1740–1780) und ihr Sohn Joseph II. (1780–1790) trieben zusammen mit den privaten Grundherren die Impopulation Ungarns in den folgenden Jahrzehnten voran, getreu dem Leitsatz des „Ubi populus – ibi obulus“ – wo es Untertanen gibt, da gibt es Steuern. Vorrangiges Ziel war es, sowohl die Bevölkerung schnell zu vermehren als auch die Produktivität in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft zu steigern. Für Karl VI. und Maria Theresia spielte darüber hinaus auch die Sicherung der Militärgrenze und die konfessionelle Konsolidierung ihres Territoriums eine Rolle. Die Ansiedlung von Kolonisten aus dem Reich, die das nötige wirtschaftliche und technische Wissen besaßen, versprach die schnellsten Ergebnisse.¹⁹ Gerade Oberschwaben und die vorderösterreichischen Vorlande mit ihrer engen politischen und konfessionellen Bindung an die Habsburger waren eine gute Ausgangsbasis für die Werber, die von Kaiser und Grundherren ausgeschickt wurden. Diese waren oft selbst erfolgreiche Kolonisten, die entweder zur Regelung eigener Angelegenheiten und/oder konkret im Auftrag ihrer neuen Herren in die alte Heimat reisten, um neue Auswanderungswillige nachzuholen. Sie konnten aus erster Hand von ihren Erfahrungen berichten und wirkten damit besonders glaubwürdig. Aber auch die vorderösterreichischen Amtleute und die Kirche ließen sich in den Dienst der habsburgischen Kolonistenwerbung stellen. Die Patente, in denen die Ansiedlungskonditionen beschrieben wurden, wurden u. a. auch von den Kirchenkanzeln verlesen. Der Werber fungierte im Übrigen meistens auch als Reisemajordomus, der die Gruppe der von ihm Angeworbenen donauabwärts begleitete. Ein Beispiel dafür ist der um 1730 im Auftrag des Grafen Alexander Károlyi rei-

sende Werber Rainer Lang, der mehrfach in den Dörfern rund um Augsburg, Donauwörth, Biberach, Memmingen und Ulm unterwegs war.²⁰ Erst nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) versuchten die Habsburger das Werbewesen straffer zu organisieren und installierten in Frankfurt, Koblenz und Rottenburg kaiserliche Kommissariate, bei denen sich die Auswanderer registrieren lassen mussten. Die Habsburger bewegten sich mit ihrer Kolonistenwerbung außerhalb ihrer eigenen Besitzungen verfassungsrechtlich auf unsicherem Terrain, denn Ungarn gehörte offiziell nicht zum Reich, sondern war nur in Personalunion durch die Habsburger als Kaiser des Reichs und Könige von Ungarn verbunden. Dies galt insbesondere für die Zeit nach 1768, als die Auswanderung in Länder, die nicht mit dem Reich in Verbindung standen, auf Druck der Reichskreise verboten wurde, auch wenn dieses Verbot hauptsächlich auf die Emigration nach Russland und Amerika abzielte. Man warb daher hauptsächlich bei politischen Verbündeten oder nahm zumindest Kontakt mit dem Schwäbischen Kreis auf. Dabei bemühte man sich stets um Unauffälligkeit, was nicht schwer fiel, denn im Laufe der Jahre entwickelte sich die Emigration in den Südosten Europas zu einer Art Selbstläufer: „Diejenigen, die einmal gut untergebracht sind und anfangen, in ihrer Wirtschaft aufzukommen, wie es deren bereits viele im Lande giebt, die sind die besten Werber. Sie schreiben ihren zurückgelassenen Befreundten und reizen sie an, auch herein in das Land zu ziehen,“ erkannte auch der für die Besiedlung des Banats zuständige Hofkammerrat Wolfgang von Kempele 1767.²¹

Die Motive der Auswanderer

Was aber brachte die Menschen im Südwesten dazu, ihre Heimat zu verlassen? Zum einen natürlich Faktoren, wie sie auch heute noch ausschlaggebend sind: Hungersnöte, Kriegereignisse, wie der Spanische (1701–1714) und Österreichische Erbfolgekrieg (1740–1748), und Seuchen aller Art. Dazu kamen hohe Abgaben- und Steuerlasten, Frondienste, Wildschäden und eine in manchen Territorien äußerst rigide Verwaltungspolitik. In Oberschwaben war es vor allem auch das praktizierte Anerbenrecht, das den Erst- oder Letztgeborenen bevorzugte und zu persönlicher Perspektivlosigkeit beitrug.²² „Die mehrest Leüthe sind arm; denn in einem großen Theil von Schwaben, und am Rhein herrscht dormalen eine ganz ohnbeschreibliche Theurung, welches eben die Ursach ist, daß diese

anderwärts wohlfeilers Brodt und Arbeit suchen,“ konstatierte der Günzburger Rentmeister Sartori am 13. April 1769 in einem Brief an seine Vorgesetzten in Wien, als die Auswanderung unter Maria Theresia ihrem Höhepunkt zustrebte.²³ Zu den allgemeinen wirtschaftsbedingten kamen häufig persönliche Motive, wie beispielsweise Verschuldung oder eine verwehrte Heirats Erlaubnis, die auf dem Umweg der Auswanderung, für die andere Bedingungen galten, umgangen werden konnten. Entscheidungsfördernd wirkte auch die Aussicht auf einen möglichen sozialen Aufstieg, denn in Wien wurde bei der Registrierung der Kolonisten nicht nachgeprüft, ob man „nur“ Bauer im Nebenerwerb, Knecht oder gar Tagelöhner war. Nicht unterschätzen sollte man auch den Aspekt der Abenteuerlust sowie die allgemeine Sogwirkung, die entstand, wenn Auswanderergruppen Richtung Donau durch die Dörfer zogen, wenn Nachbarn und Freunde ihr Haus verkaufen oder positive Briefe Ausgewanderter eintrafen.²⁴

Und natürlich hatten die Werber, die über die Dörfer zogen, den Auswanderungswilligen auch einiges zu bieten, so z. B. die Stellung von Grundstücken und Bauholz, Hilfen bis zur ersten Ernte, mehrjährige Abgaben- und Steuerfreiheit oder die Befreiung vom Militärdienst.²⁵ Verglichen mit ihrem eigenen Dasein erschien vielen Menschen Ungarn als ein Land, wo die sprichwörtlichen ‚gebratnen Tauben‘ fliegen. Diese Vorstellung spiegelt sich auch in dem Auswandererlied „Die Donau fließt und wieder fließt“:

„Das Ungarland ist's reichste Land,
Dort wächst viel Wein und Treid,
So hat's in Günzburg man verkünd't,
Die Schiff stehn schon bereit,
dort geits viel Vieh und Fisch und G'flüg,
Und taglang ist die Weid',
Wer jetzo zieht ins Ungarland,
Dem blüht die gold'ne Zeit.“

Vor der Abreise ‚ins Paradies‘²⁶ galt es jedoch einen Behördenmarathon zu absolvieren: Die Auswanderung musste bei den landesherrlichen Behörden beantragt und genehmigt werden. Persönliche Schulden mussten unter Aufsicht der Behörden getilgt und alle fälligen Steuern und Abgaben entrichtet werden. Dazu gehörten je nach Vorschriftenlage in den einzelnen Territorien u. a. die Nachsteuer auf das ausgeführte Vermögen (bis zu 10 Prozent), Emigrationstaxen, Manumissionsgebühren beim Freikauf von der Leibeigenschaft oder die Brautlauf-

gebühren für Ledige. Auch Pässe, Taufscheine und andere Dokumente mussten besorgt werden. Erst dann konnten sich die Auswanderer auf den Weg machen.²⁷ Die meisten kamen über die Landstraßen nach Ulm, zu Fuß oder mit Karren und Wagen, hochbeladen mit Gepäck, das oft mehrere Zentner wog. Die Kinder durften häufig auf dem Wagen aufsitzen. Jugendliche und Erwachsene gingen zu Fuß. Wer in der Nähe der Iller wohnte, konnte sich und seine Habe auch den Flößern anvertrauen. Übernachtet wurde am Wegesrand, in Gasthöfen oder bei Bauern in der Scheune. Manche Schwangere entband unterwegs – das Kind wurde dann in der nächsten erreichbaren Kirche notgetauft.²⁸

Ulm und die Auswanderer

Die Stadt, in die die oberschwäbischen Auswanderer kamen, war nicht mehr die blühende, vermögende Reichsstadt des Mittelalters. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war es Ulm nicht mehr gelungen, wirtschaftlich an alte Erfolge anzuknüpfen. Seit der Besetzung im Spanischen Erbfolgekrieg durch Bayern und Franzosen 1702–1704 drückten die Stadt Schulden in einer Höhe von drei Millionen Gulden. Die Wirtschaft stagnierte, die Zünfte blockierten durch Konkurrenz- und Kompetenzstreitigkeiten dringend notwendige Reformen. Dies galt sowohl für die Stadt als auch für ihr Territorium, das mit 830 km², drei Landstädten und 80 Dörfern das zweitgrößte einer Reichsstadt nach Nürnberg war. Es reichte im Norden bis ins Filstal hinter Geislingen, im Osten fast bis Günzburg, im Süden bis Holzschwang und im Westen etwa bis Merklingen. Politisch allerdings genoss die Stadt als Tagungsort des Schwäbischen Reichskreises nach wie vor hohes Ansehen.²⁹

Im Gegensatz zu den Auswanderern durften die Gesandten des Kreises außer in den zahlreichen Herbergen der Stadt auch bei Privatleuten Quartier nehmen. Den Emigranten war dies streng untersagt, sie durften nur in den konzessionierten Herbergen absteigen. Jeden Abend erschien dort der sogenannte Nachtvisitorator und notierte die Namen der Übernachtungsgäste. Über die Übernachtungs- und Verpflegungspreise wissen wir wenig. Um 1800 klagte der Auswanderer Philipp Maurath in einem Brief an seine zurückgebliebene Familie, das Ein-Kreuzer-Brot sei so klein gewesen wie ein Hühnerei und die Maß Wein unverhältnismäßig teuer.³⁰ Da Ulm zu diesem Zeitpunkt allerdings unter den Kriegseinflüssen litt, darf diese Aussage nicht verallgemeinert werden. Wer nicht in den Herbergen



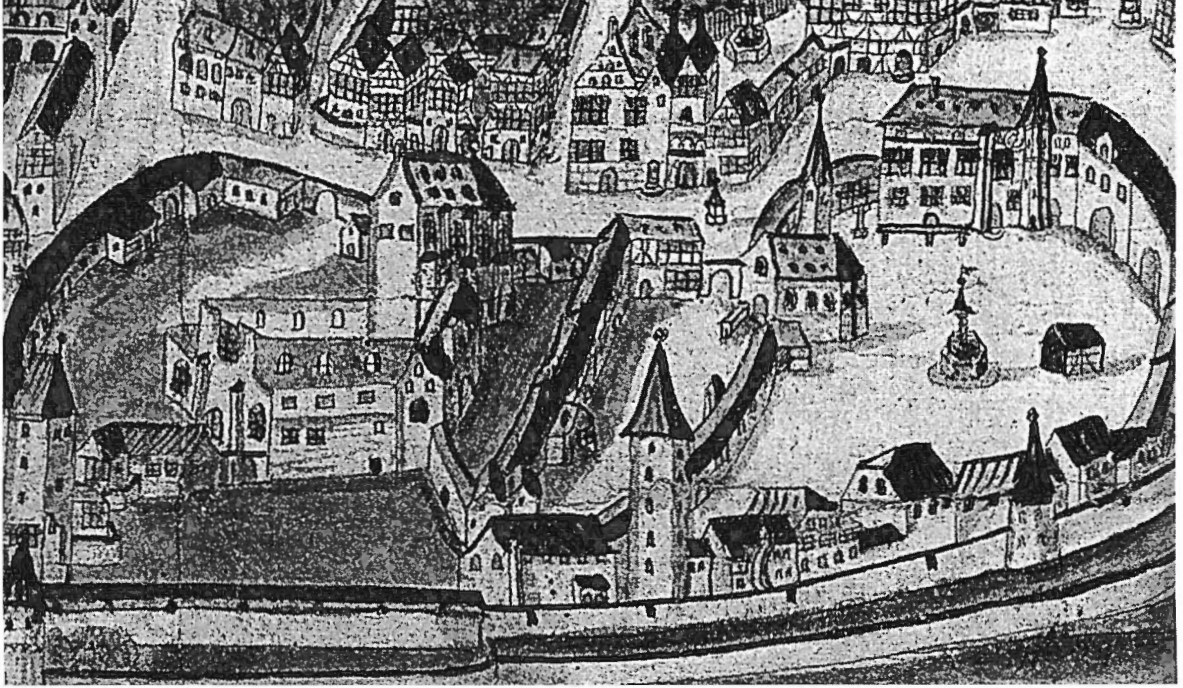
Von der Stadtmauer aus konnten die Auswanderer das Entstehen der Zillen auf den Schopperplätzen am gegenüberliegenden Donauufer beobachten.

essen wollte, hatte zudem die Möglichkeit, sich in den Schenken und Wirtshäusern, auf den Wochenmärkten und in den Läden der Stadt zu versorgen.

Die Herbergen waren die Kommunikationszentralen schlechthin – gab es neue Anweisungen für die durchreisenden Emigranten, wurden sie neben den Schiffern als erstes den Wirten bekanntgemacht. Diese waren auch Ansprechpartner, wenn man medizinische Hilfe brauchte. Gegen Bezahlung konnten sich die Auswanderer von den Stadtärzten versorgen lassen und in schweren Fällen auch das Spital in Anspruch nehmen. Auch etliche Geburten in den Herbergen sind dokumentiert. So wurde Margarethe Leber aus dem Baden-Badischen, die mit ihrem Mann „auf dem Wasser nach Ungarn reiste“, im heute noch existierenden Gasthaus ‚Drei Kannen‘ „mit Kindswehen überfallen“ und bekam eine Tochter, die am 16. April 1752 im Münster getauft wurde.³¹ Während bei diesem Täufling zwei Reisegefährten aus dem Baden-Badischen (Johann und Catharina Schappmann) die Patenschaft übernahmen, stellten sich in zwei ähnlichen Fällen dafür die Wirtsleute zur Verfügung, 1785 der Scheibenwirt Balthasar Unsöld³² und am 23. März 1744 die Wirtin zum ‚Goldenen Löwen‘ Barbara Gaupp, die Anna Maria Barbara Meyer, die Tochter des Johannes Meyer aus Hoßkirch (Herrschaft Königsegg-Aulendorf) und der Anna Maria Bäurin aus der Taufe hob. Beim zweiten Taufpaten handelte es sich um Bartholomäus Waltz aus Ungarn, vermutlich den Werber und Organisator der Reisegruppe, denn seine Herkunft wird im Kirchenbuch mit „gräflich Károlyisch“ angegeben.³³ Weitere Anlässe für das eine oder andere Fest in den Herbergen boten die Hochzeiten der Emigranten. Die Frage, ob die frisch Vermählten einen veritablen Hochzeitsschmaus hielten oder sich

ihrer Reisekasse zuliebe auf eine bescheidene Feier beschränkten, ist aus den Akten nicht zu beantworten. Nur einmal, 1788, so berichtet es das Kirchenbuch des Augustinerchorherrenstifts St. Michael zu den Wengen, feierten zwei Paare ihre Hochzeit in der Goldenen Gans „solemniter [festlich] mit Spilleuten“.³⁴

Freud und Leid lagen während des Aufenthalts in Ulm oft nah beieinander. Während die Unterbringung und Verpflegung der Auswanderer nur in Ausnahmefällen ein Problem darstellte, sah es mit der seelsorgerischen Versorgung anders aus, denn die bis zum Toleranzedikt Josephs II. von 1781 fast ausschließlich katholischen Auswanderer kamen in eine protestantisch geprägte Stadt, die mit ihrer eigenen katholischen Minderheit – auf ca. 14 500 Einwohner kamen gerade einmal 200 Katholiken – nicht immer tolerant umging: Katholische Trauungen und Taufen durften seit 1560 ausschließlich im protestantischen Münster und nicht etwa im Wengenstein stattfinden, das neben dem Deutschordenshaus die einzige verbliebene katholische Institution war. Wer des seelsorgerischen Beistands bedurfte, musste zunächst beim Bürgermeisteramt eine Genehmigung einholen. Wenn Eile geboten war, weil ein Kranker bereits im Sterben lag, die zuständige Amtsperson aber außerhalb der Stadt weilte, setzten sich die Wengenkonventualen jedoch häufig über diese Bestimmung hinweg. Der Zutritt zum Spital selbst blieb ihnen bis 1786 verwehrt.³⁵ Bei Bedarf wurden die katholischen Kranken auf einer Trage in das dem Hospital gegenüberliegende Wirtshaus ‚Zur Laus‘ gebracht. Dort, in einem Nebenzimmer, das die Reste einer ehemaligen Kapelle barg, durften die Wengengeistlichen Beichten hören, die Kommunion reichen und die Krankensalbung spenden.

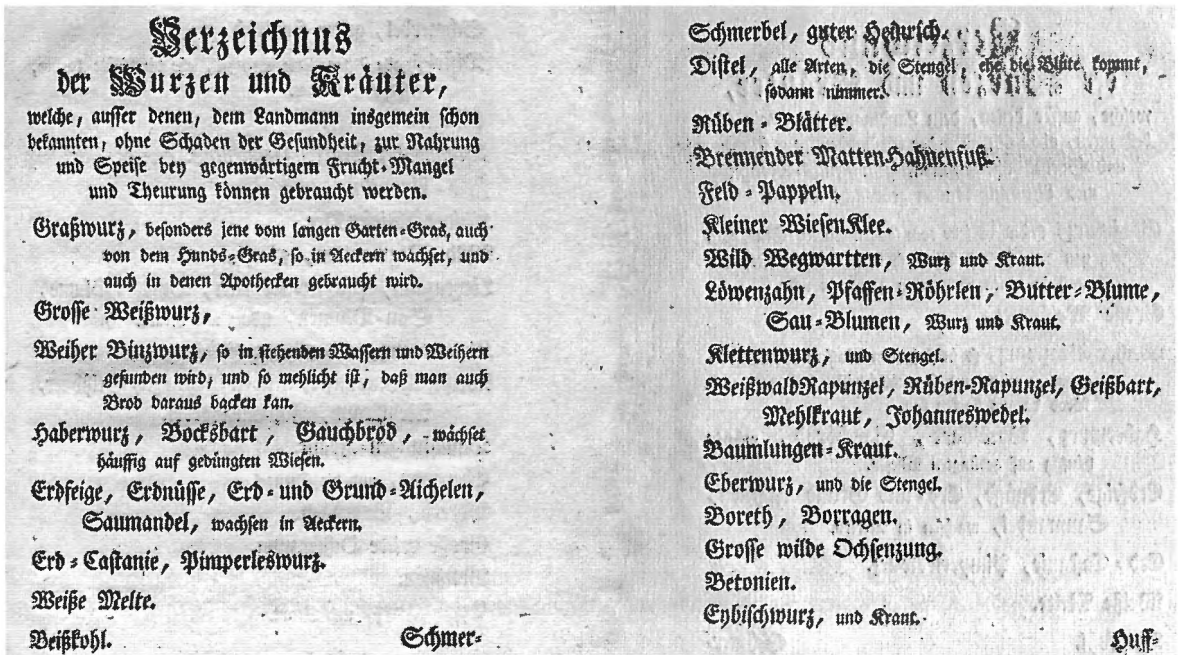


Katholische Kranke durften bis 1786 nicht im Hospital durch die Wengenpfarrer betreut werden. Sie wurden extra in das Wirtshaus „Zur Laus“ gebracht, das dem Hospitaleingang gegenüber hinter dem kleinen Brunnen lag.

Die Wengenpatres waren auch für die Seelsorge der katholischen Auswanderer zuständig. Die Kirchenbücher verzeichnen etwa 20 Verheirathungen für das 18. Jahrhundert, von denen die meisten direkt in den Herbergen stattfanden. Fraglich ist, ob dafür immer erst die vorgeschriebene Genehmigung eingeholt wurde.³⁶ Besonders tragisch erscheint der Fall des Auswanderers Johannes Bippes aus Hausen bei Rottweil, der, gerade einmal drei Wochen verheiratet, am 23. März 1767 in der ‚Goldenen Sonne‘ starb.³⁷ Ob seine Witwe die Fahrt nach Ungarn angetreten hat, ist ungewiss. Als besonders glaubensfest erwies sich Matthias Hug aus dem Freiburgischen, der im Wirtshaus ‚Zum Stern‘ die Sterbesakramente empfing, dann aber noch am selben Nachmittag mit Frau und Kindern auf ein Schiff nach Ungarn ging, „damit er nicht an einem lutherischen Ort sterbe.“³⁸

Der Aufenthalt in Ulm bot den Auswanderern auch die Gelegenheit, vor ihrer Einschiffung etwas nachzuholen, was sie aus den unterschiedlichsten Gründen bislang versäumt hatten: zu heiraten. Manche brachen so überstürzt auf, dass sie die Vorschrift des dreimaligen Aufgebots nicht einhalten konnten; andere hatten von ihrer alten Herrschaft gar keine Heiratserlaubnis bekommen, weil beispielsweise ihr Vermögen zu gering oder das Paar wegen vorehelichen Beischlafs bestraft worden war. Wieder andere hatten die Heiratserlaubnis nur unter der Auflage erhalten, das Land zu verlassen und auszuwandern. Und ein Teil der Brautleute hatte sich erst auf der Reise kennengelernt. Eine Heirat erschien vielen auch aus dem einfachen Grund erstrebenswert, weil Verheiratete bei der Vergabe der Ansiedlerstellen sowohl unter Maria Theresia als auch Joseph II. gegenüber den Ledigen deutlich bevorzugt wurden und Aussicht auf eine eigene Bauernsession hatten.

Wie viele Auswandererehen aus Sympathie oder aus rein pragmatischen Erwägungen geschlossen wurden, lässt sich nur vermuten. In Ulm bot sich jedenfalls die ideale Möglichkeit, die Heirat mit Ausnahmegenehmigung nachzuholen. Das Wengenstift durfte zwar keine Einheimischen trauen, besaß aber eine bischöfliche Sondergenehmigung, Fremde zu verheiraten, die die feste Absicht hatten, ihre Heimat zu verlassen und in ein anderes Land auszuwandern. Mehr als 550 Paare nutzten im 18. Jahrhundert die Gelegenheit, sich in der Wengenkirche trauen zu lassen. Um möglichst wenig Aufsehen zu erregen, fanden die Trauungen zumeist in aller Stille in der Sakristei statt.³⁹ Zu den vielen ober-schwäbischen Paaren gehörten beispielsweise 1743 Anton Wunhaas aus Ummendorf und Maria Brem aus Illertissen⁴⁰ oder 1759 Josef Kösler aus Unterschwarzach und Maria Anna Hofmaier aus Ziegelbach bei Wolfegg. Wie schon bei der Taufe der Anna Maria Barbara Meyer übernahm auch in letzterem Fall der Werber und Reisebegleiter (hier: Melchior Heinrich aus Großkarol) die Funktion des Zeugen.⁴¹ Oft kamen mehrere Brautpaare an einem Tag, die sich von der Reise oder bereits aus ihrem Heimatort kannten und gegenseitig als Trauzeugen fungierten. Wo letztere fehlten, sprang der Mesner des Wengenstifts ein. Voraussetzung für eine Trauung waren allerdings gültige Papiere: Tauschein, Manumissions- und/oder Entlassbrief sowie der Heiratskonsens der alten Herrschaft. Witwen bzw. Witwer mussten die Sterbeurkunde des letzten Ehepartners vorlegen. Wer ohne gültige Papiere kam, musste eidlich versichern, dass einer Trauung keine amtlichen Hindernisse im Weg standen und dass man wirklich gewillt war, in die Ferne auszuwandern. Beides wurde entsprechend in den Kirchenbüchern dokumentiert,



Um den Menschen das Überleben während der Hungersnot zu erleichtern, kursierten Flugblätter mit Hinweisen, welche Gewächse ohne Gefahr für Leib und Leben gegessen werden konnten.

wie im Fall des Jacob Rehmer aus Attenweiler und der Maria Anna Regina Bonelli aus Biberach, bei denen sich unter dem 21. Mai 1757 der lateinische Vermerk „praestito juramento de a[n]jimo in Hungaria domicilium figendi“ findet.⁴² Die sorgsame Dokumentation diente der Absicherung des Wengenstifts. Denn es kam immer wieder vor, dass Brautpaare nach der Hochzeit nicht auswanderten, sondern in ihre alte Herrschaft zurückgingen, in der ihnen vorher die Heirat verweigert worden war, was dem Stift jede Menge Ärger einbrachte.⁴³

Der Rat duldete die Hochzeiten in der Wengenkirche lange stillschweigend. Als aber 1770 auf dem Höhepunkt der thesesianischen Auswanderung gleich 88 Paare innerhalb kurzer Zeit getraut werden wollten, wies der Rat Wirte und Torwächter an, künftig alle Brautpaare an die protestantischen Münsterprediger zu verweisen, die die Auswanderer dann in ihrem Studierzimmer trauen sollten. Ob dies nun rein konfessionelle Gründe hatte oder etwa pekuniäre – bei den Trauungen wurden schließlich Gebühren fällig – geht aus den Akten nicht hervor. Wie handfest aber diese neue Bestimmung umgesetzt wurde, zeigt ein Eintrag im Ehebuch des Wengenstifts von 1772. Dort beschwerte sich Johannes Masaal aus Taldorf bei Ravensburg, der Rabenwirt habe ihn „unter Androhung der Schantz [Festungsbau] bey Wasser und Brod“ in die Stadtkanzlei und anschließend zum Münsterprediger Professor Widmann geschickt, der sie „sogleich in seinem Zimmer zusammengegeben habe“. Masaal und seiner Frau reichte dies aber nicht. Sie ließen sich nach der Vesper in der Wengenkirche erneut einsegnen.⁴⁴ Einige andere Paare taten es ihnen

nach, „um in ihrem Gewissen sicher zu seyn“, wie es im Kirchenbucheintrag des Webers Gottfried Rohmer von Untersulmetingen und seiner Braut Maria Salome Raufseisin von Alberweiler 1785 heißt.⁴⁵ Auch einige Auswandererkinder, die unterwegs oder in Ulm geboren wurden, kamen so in den Genuss von zwei Taufen, einmal evangelisch und zur Sicherheit noch einmal katholisch.⁴⁶ Der überwiegende Teil der Auswanderer aber akzeptierte offenbar – wenn vielleicht auch zähneknirschend – die Auflagen der Stadt.

Das Verhältnis der Stadtbevölkerung zu den Emigranten scheint in der Regel gut gewesen zu sein, denn die Auswanderer sorgten für positive wirtschaftliche Impulse. In den Frühjahrsmonaten, der Hauptreisezeit der Emigranten, brummte es in der Stadt, und Wirte, Schiffer, Handwerker, Krämer sowie Marktleute machten sicherlich gute Geschäfte. Einzelne kritische Stimmen wurden vom Rat jeweils rasch unterdrückt, vor allem dann, wenn der Schwäbische Kreis in Ulm tagte oder kaiserliche Beamte in der Stadt waren.⁴⁷

Problematisch wurde die Beziehung allerdings in der Zeit der schweren Hungersnot von 1771.⁴⁸ Wetterkapriolen hatten 1770 in weiten Teilen Europas für Missernten gesorgt, die innerhalb kürzester Zeit die Getreidepreise nach oben schnellen ließen. Schon im Herbst 1770 wurden donauabwärts die ersten Anlegeverbote für Auswandererschiffe verhängt. Im Februar 1771 meldeten die Wiener Behörden, dass man die Ansiedlung im Banat zum 31. März einstellen werde, da man noch den Kolonistenstrom des letzten Jahres abarbeiten müsse. Wer sich bis zu diesem Zeitpunkt noch auf die Reise

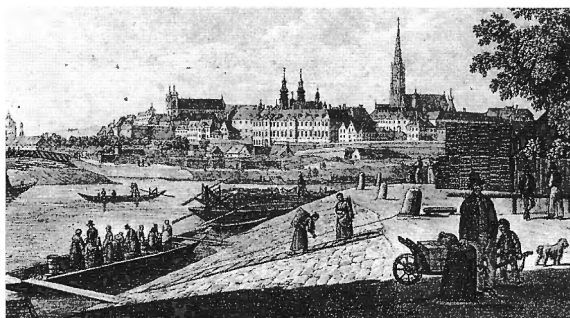
gemacht hatte, sollte an den Grenzen informiert werden. Auf die Emigrantenströme im Vorfrühling 1771 scheint dies aber wenig Auswirkungen gehabt zu haben. Auch in Ulm verschlechterte sich die Versorgungslage zusehends. Im März bat daher der Ulmer Rat die Städte Biberach und Ehingen sowie das Stift Kempten, den sich dort sammelnden Emigranten mitzuteilen, dass sie wegen des akuten Brot- und Fruchtmangels bis auf Weiteres nicht in Ulm aufgenommen werden könnten. Gleichzeitig wurden die bereits in Ulm eingetroffenen Auswanderer aufgefordert, die Stadt binnen 48 Stunden zu verlassen, da sie den Verbrauch an Lebensmitteln und den Brotpreis unnötig erhöhen würden. Gegen diese Maßnahme erhoben die Ulmer Wirte und Schiffer, die um ihr Geschäft fürchteten, so vehementen Protest, dass der Rat vorerst einlenkte und bis auf Widerruf den Auswanderern einen Aufenthalt in der Stadt von 48 Stunden genehmigte. Wer nicht innerhalb dieses Zeitraums die Möglichkeit hatte, die Stadt auf dem Wasserweg zu verlassen, musste seine Reise zu Fuß fortsetzen. Zusätzlich wurde die Mitnahme von Proviant streng limitiert: Brot durfte nur in kleinen Mengen, Mehl überhaupt nicht ausgeführt werden. Die Torwachen wurden angewiesen, das Gepäck der Abreisenden streng zu kontrollieren. Als Anreiz erhielten sie die Erlaubnis, das Konfiszierte zu behalten. Gleichzeitig verpflichtete der Rat die Schiffer, genügend Schiffe vorzuhalten und „die Leüthe nach ihrem Versprechen zu rechter zeit ab[zuf]ühren, mithin nicht wie öftters geschehen, solche aus Interessen, ienen aber selbstn nebst der Burgerschaft zur Last unter dem Vorwand, auff mehrere Leüthe und Güter zu warten, ohne Not auff[zul]halten.“⁴⁹

In den folgenden Wochen spitzte sich die Situation jedoch merklich zu. Im Ulmer Territorium kursierten Drucke mit Listen, in denen aufgeführt war, welche Kräuter, Gräser und Wurzeln ohne Gefahr für Leib und Leben gekocht und verzehrt werden konnten. Obwohl die Stadt die benachbarten Herrschaften gebeten hatte, den Auswanderern die Durchreise zu erschweren oder ganz zu verbieten, riss der Strom der Emigranten nicht ab. Der dadurch bedingte konstant hohe Getreide- und Brotkonsum hatte wiederum eine weitere Verteuerung zur Folge. Als die Unruhe in der Bürgerschaft deswegen immer größer wurde, sah sich der Rat Mitte Mai 1771 gezwungen, alle Auswanderer binnen 24 Stunden nicht nur der Stadt, sondern gleich des Territoriums zu verweisen. Der Verkauf von Proviant an die Durchreisenden wurde untersagt. Vergeblich versuchten die Wirte noch einmal zu intervenieren. Drei von ihnen

boten sogar an, auf eigene Kosten Getreide von außerhalb zu beschaffen und das alte Brechhaus vor der Stadtmauer für die Emigranten herzurichten, was der Rat allerdings ablehnte. Bis zur Aufhebung der Getreide-, Brot- und Mehlsperre am 20. Juli 1771 blieb die Stadt neuankommenden Emigranten verschlossen.

Reisewege

Während ihres mehrtägigen, manchmal auch mehrwöchigen Aufenthaltes hatten die Emigranten ausreichend Gelegenheit, sich mit ihrem Weitertransport auf dem Wasser vertraut zu machen. Von der Stadtmauer aus hatte man einen guten Blick auf die sogenannten Schopperplätze. Die Ulmer Zillen oder Plätten wurden auf der heutigen Neu-Ulmer Uferseite aus Weichholz gebaut und nur zur „Naufahrt“, also flußabwärts genutzt. Die Fugen wurden nicht geteert, sondern mit einer langfaserigen Moosart abgedichtet (geschoppt).⁵⁰ Am Zielort angekommen, wurden die Zillen an die Schifferkollegen in Österreich oder Ungarn weiterverkauft, von wo sie, wie die Quellen berichten, „öfters noch mit Waaren beladen bis in die Türckey geschickt wurden“⁵¹ oder sie wurden von den sogenannten Plätterschindern zerlegt und als Bau- und Brennholz benutzt. Die Schiffer selbst kehrten dann auf dem Landweg nach Hause zurück. Die Länge und Breite der flachen, kiellosten Zillen wurden dem jeweiligen Bedarf angepasst. Zeitgenössische Berichte sprechen von 21–33 m Länge, knapp 4 m Breite und einer Nutzlast von mindestens 500 Zentnern. In der Mitte des Schiffes wurde eine etwa drei Meter hohe Holzhütte errichtet, die Gepäck und Passagiere aufnahm. Die Ruderstände befanden sich auf einem Gerüst vor und hinter dem Dach, das die Fahrgäste bei schönem Wetter als Sitzplatz nutzten. Wer beim Rudern half, erhielt dafür einen Nachlass auf den Fahrpreis, der normalerweise etwa 1 fl. 30 kr. bis Wien betrug. Auch für kleine Kinder gab es oftmals Sonderkonditionen. Das Gepäck musste extra bezahlt werden. Spätestens seit 1712 fuhren die sog. Ordinari-Schiffe wöchentlich an einem festen Tag nach Wien. In den Hochzeiten der Emigrantentransporte, z. B. in den Jahren 1768–1770 oder 1785/1786, legten nach zeitgenössischen Berichten außerdem drei bis vier Extra-Schiffe pro Woche ab.⁵² Die Anzahl der Passagiere auf den Schiffen dürfte dabei deutlich höher gelegen haben als die bislang vermuteten 100–150 Personen. Verschiedene Quellen berichten uns glaubwürdig von 200 und mehr Menschen, die



Die Ulmer Auswandererschiffe landeten in Wien in der Rossau.

sich auf den Zillen drängten. Zwei Briefe des vorderösterreichischen Beamten Sartori aus Günzburg nennen 1769 sogar ausdrücklich 300 und 400 Passagiere.⁵³ Die Reise dürfte damit alles andere als bequem gewesen sein. Die den Briefen des Rentmeisters Sartori beigelegten Verzeichnisse sind im Übrigen die einzigen Passagierlisten von Ulmer Auswandererschiffen, die bislang bekannt geworden sind. Sie umfassen allerdings nur einen Bruchteil der Emigranten, da Sartori in der Kürze des Aufenthalts keine Gelegenheit hatte, alle Passagiere zu erfassen.⁵⁴

Die reine Fahrzeit nach Wien betrug 74 Stunden. Je nach Wind, Wetter und Wasserstand war man im günstigsten Fall 8–9 Tage, im ungünstigen 14–20 Tage unterwegs. Nachts wurde grundsätzlich angelegt, so dass die Passagiere sich in den Dörfern ein Nachtquartier besorgen konnten. Die meisten werden es aber vorgezogen haben, am Ufer oder auf den Schiffen zu übernachten, um ihre Reisekasse zu schonen. Für den Proviant war jeder selbst zuständig.

Die Reise auf der unregulierten Donau war nicht ungefährlich. Sandbänke und Treibholz waren noch die harmloseren Hindernisse. Am berüchtigsten waren die durch Felsen im Fluss verursachten Stromschnellen bei Grein, der „Strudel“ und der „Wirbel“ genannt, vor deren Passage die Schifflleute jeden aufforderten, nach seiner Religion ein Vaterunser zu beten. Das größte Schiffsunglück unter Führung Ulmer Schiffmeister im 18. Jahrhundert ereignete sich im Juni 1766 allerdings nicht dort, sondern etwas unterhalb von Wien. Im nachfolgenden Prozess wurden die drei verantwortlichen Schiffmeister dazu verurteilt, drei Viertel der Schadenssumme plus Zinsen zu ersetzen, immerhin mehr als 2200 fl.⁵⁵

Normalerweise aber konnten sich die Auswanderer auf die Ulmer Schiffer verlassen. Immerhin hatten diese 1745 sogar das Kaiserpaar Franz I. und Maria Theresia samt seinem Gefolge sicher auf 34 Schiffen nach Wien gebracht – was die Ulmer gerne als Werbeargument für sich nutzten, insbesondere im Konkurrenzkampf mit anderen Donauhäfen wie Lauingen oder Donauwörth, die ebenfalls ein Stück vom lukrativen Geschäft mit den

Auswanderertransporten haben wollten und an den Einfallstraßen Richtung Ulm mit Aushängen in den Gasthäusern die Emigranten zu sich zu locken versuchten.⁵⁶

In Wien angekommen, legten die Schiffe in der Rossau, einem Vorort an. Die Registrierung als Kolonist erfolgte in der ungarischen Hofkanzlei. Dort wurden die alten Pässe eingesammelt und neue Ansiedlungspässe mit dem Bestimmungsort ausgestellt. In Wien begann der zweite Teil des Abenteuers Auswanderung. Ulm und seine ‚Schachteln‘ aber blieben im Gedächtnis der Emigranten fest verankert und wurden zum Symbol der donauschwäbischen Auswanderung – auch für die Sathmarer Schwaben, die nach ihrer Flucht und Vertreibung zwischen 1944 und 1947 in den Landkreis Biberach, für die dieser 1962 die Patenschaft übernommen hat, kamen.

Anmerkungen

- 1 Zu deren Namen vgl. Werner Hacker: Auswanderer aus dem Territorium der Reichsstadt Ulm vor allem im ausgehenden 17. und 18. Jahrhundert. In: Ulm und Oberschwaben (UO) 42/43 (1987), S. 161–257.
- 2 Vgl. u. a. Werner Hacker: Auswanderungen aus dem südöstlichen Schwarzwald zwischen Hochrhein, Baar und Kinzig. München 1975; ders.: Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau, obere und mittlere rechtsseitige Oberrheinlande im 18. Jahrhundert archivalisch dokumentiert. Stuttgart, Aalen 1980; ders.: Auswanderer vom Oberen Neckar nach Südosteuropa im 18. Jahrhundert. München 1970; ders.: Auswanderungen aus dem nördlichen Bodenseeraum im 17. und 18. Jahrhundert archivalisch dokumentiert. Singen 1975.
- 3 Vgl. Werner Hacker: Auswanderungen aus Oberschwaben im 17. und 18. Jahrhundert. Archivalische Dokumentation. Stuttgart 1977.
- 4 Vgl. Christian Glass: Vorwort. In: Migration im Donaauraum. Die Ansiedlung der Deutschen im 18. Jahrhundert und ihre Folgen. Ulm 2012, S. 5.
- 5 Vgl. Wolf-Henning Petershagen: Kleine Geschichte der Ulmer Schachteln. Ulm 2009. (Kleine Reihe des Stadtarchivs Ulm. Beiheft 01).
- 6 Vgl. Marie-Kristin Hauke: Aufbruch von Ulm entlang der Donau. Ulm und die Auswanderung im 18. Jahrhundert. Ulm 2012 (Kleine Reihe Stadtarchiv Ulm Bd. 10), S. 7.
- 7 Zu den Voraussetzungen der Auswanderung aus Oberschwaben vgl. Kurt Diemer: Ursachen und Verlauf der Auswanderung aus Oberschwaben im 18. Jahrhundert. In: „Die Schiff‘ stehn schon bereit“. Ulm und die Auswanderung nach Ungarn im 18. Jahrhundert. Hg.v. Márta Fata. Ulm 2009 (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 13), S. 31–41.
- 8 Stadt A Ulm, G1 1811 Bd. 2, S. 179.
- 9 StadtA Ulm A 3530 Ratsprotokoll Bd. 162, fol. 443r (13. Juni 1712).
- 10 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 9f.

- 11 Vgl. Stefan Vohnáz: Die deutsche Ansiedlung im Komitat Sathmar. Hg.v. Stefan Koch. Laupheim 1987.
- 12 Vgl. Márta Fata: Einwanderung und Ansiedlung der Deutschen (1686–1790). In: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Land an der Donau. Hg. von Günter Schödl. Berlin 1995, S. 124.
- 13 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 12; Márta Fata: Verlorene Heimat? Die Stellung der Stadt Ulm zur Rückwanderung der Schwaben aus Ungarn 1712/13. In: Fata (Hg.): „Die Schiff' stehn schon bereit“, S. 43–57.
- 14 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 12ff.
- 15 HStA Stuttgart, C 10 Büschel 88, Nr. 151 (Beilagen A–C), Nr. 152.
- 16 HStA Stuttgart, C 10 Büschel 88, Nr. 151, Beilage C.
- 17 Vgl. Fata: Verlorene Heimat, S. 54f.
- 18 Hauke: Aufbruch, S. 14.
- 19 Hauke: Aufbruch, S. 16ff.
- 20 vgl. Hauke: Aufbruch, S. 25f.; William O'Reilly: Agenten, Werbung und Reisemodalitäten. Die Auswanderung ins Temescher Banat im 18. Jahrhundert. In: Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Ursachen – Formen – Verlauf – Ergebnis. Hg. v. Mathias Beer und Dittmar Dahlmann. Stuttgart 1999 (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 4), S. 109–120; Vohnáz: Die deutsche Ansiedlung, S. 380f., 390f.
- 21 Zit. nach Konrad Schönemann: Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia. Bd. 1. Berlin o.J., S. 269.
- 22 Vgl. Diemer: Ursachen und Verlauf (wie Anm. 7)
- 23 FHKA Wien 705/A Camerale Ungarn Fasz. 32/1769, fol. 259f.
- 24 Hauke: Aufbruch, S. 21f.
- 25 Hauke: Aufbruch, S. 18–20; Fata: Einwanderung und Ansiedlung, S. 114–172.
- 26 Antwort eines schwäbischen Kolonisten auf die Frage des nach Ungarn reisenden Schriftstellers Ernst Moritz Arndt (1769–1860), wohin er denn auswandere. Vgl. Fata: Einwanderung und Ansiedlung, S. 192.
- 27 Zu Ulm vgl. Hauke: Aufbruch, S. 26; Zu den Entlassungsbedingungen der einzelnen südwestdeutschen Territorien vgl. die Publikationen von Werner Hacker (wie Anm. 1–3).
- 28 Hauke: Aufbruch, S. 33.
- 29 Hauke: Aufbruch, S. 34ff.; Zur Geschichte Ulms vgl. StadtMenschen. 1150 Jahre Ulm: Die Stadt und ihre Menschen. Ulm 2004; Hans Eugen Specker: Ulm. Stadtgeschichte. Ulm 1977
- 30 vgl. Dan hier ist besser zu leben als in dem schwaben land. Vom deutschen Südwesten in das Banat und nach Siebenbürgen. Hg. von Annemarie Röder. Stuttgart 2002, S. 19f.
- 31 Landeskirchliches Archiv (LKA) Stuttgart, Münsterpfarre Ulm: Taufbuch für Fremde und Soldaten 1645–1800. Eintrag vom 16. April 1752.
- 32 Vgl. Werner Hacker: Südwestdeutsche Auswanderer nach Ungarn als Durchwanderer in den Kirchenbüchern von Ulm und Günzburg im 18. Jahrhundert. In: Südostdeutsches Archiv 12 (1969), S. 118–199, hier: S. 129, Nr. 29.
- 33 Vgl. Hacker: Südwestdeutsche Auswanderer, S. 128, Nr. 12.
- 34 Diözesanarchiv (DA) Rottenburg, Akz. 2/11, Pfarrei Ulm Zu den Wengen, Kirchenbücher Bd. 4: Liber Coniugatorum (1761–1790), Nr. 523.
- 35 Der Wirt erhielt vom Hospitalamt dafür als Gegenleistung jährlich 10 Mitlen Dinkel. 1786 wurde das Verbot „bey zumal gegenwärtig toleranten Gesinnungen“ aufgehoben. Allerdings bedurfte es auch in diesem Fall einer behördlichen Sondergenehmigung, die durch die Auflage ergänzt wurde, dass die „[...] evangelischen Kranken bis nach geendigter Handlung in etwas entfernt bleiben“ sollten. StadtA Ulm, A 3530, Ratsprotokoll Bd. 237, fol. 554v–555r.
- 36 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 41f.
- 37 Vgl. Hacker: Südwestdeutsche Auswanderer, S. 171, Nr. 7.
- 38 DA Rottenburg, Akz. 2/11, Pfarrei Ulm Zu den Wengen, Kirchenbücher Bd. 3: Liber Infirmorum & Defunctorum (1725–1762), 8. Mai 1759, ohne Folioangabe.
- 39 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 46–49.
- 40 Vgl. Hacker: Südwestdeutsche Auswanderer, S. 144, Nr. 19.
- 41 Vgl. Hacker: Südwestdeutsche Auswanderer, S. 147, Nr. 110.
- 42 Vgl. Hacker: Südwestdeutsche Auswanderer, S. 146, Nr. 92.
- 43 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 46f.
- 44 DA Rottenburg, Akz. 2/11, Pfarrei Ulm Zu den Wengen, Kirchenbücher Bd. 4: Liber Coniugatorum (1763–1790), Nr. 373; vgl. Hacker: Südwestdeutsche Auswanderer, S. 163, Nr. 457.
- 45 DA Rottenburg, Akz. 2/11, Pfarrei Ulm Zu den Wengen, Kirchenbücher Bd. 4: Liber Coniugatorum (1763–1790), Nr. 482; vgl. Hacker: Südwestdeutsche Auswanderer, S. 167, Nr. 507
- 46 Vgl. Hacker: Südwestdeutsche Auswanderer, S. 142, Liste 2a Taufen von Durchwanderer-Kindern im katholischen Augustinerstift Ulm Wengen.
- 47 Im Frühjahr 1737 konnte der Rat nur knapp ein Duell zwischen dem Wiener Impopulationskommissar Joseph Anton Vogl und dem Ulmer Krämer Christoph Ludwig Schmalzgaug verhindern, nachdem sich Schmalzgaug öffentlich äußerst abfällig über das Emigrationswesen geäußert hatte. Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 17.
- 48 Vgl. im Folgenden dazu Hauke: Aufbruch, S. 62–65.
- 49 StadtA Ulm, A 3530, Ratsprotokoll Bd. 222, fol. 184v–185r (20. März 1771).
- 50 Zur Geschichte der Ulmer Schachtel vgl. ausführlich Petershagen: Kleine Geschichte der Ulmer Schachteln. Jenny Sarrazin, Wolf-Henning Petershagen: Schopper, Schiffer, Donaufischer. Ulmer Schiffeleute und ihr Handwerk. Ulm 1997.
- 51 Michael Dieterich: Reise auf der Donau von Ulm bis Wien, mit Angabe aller Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser etc. an beiden Ufern, ihrer vornehmsten Merkwürdigkeiten, und der Flüsse, welche sich mit der Donau vereinigen. Nördlingen 1813, S. 20.
- 52 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 50ff.
- 53 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 54.
- 54 Finanz- und Hofkammerarchiv Wien, 705/A Camerale Ungarn Fasz. 32/1769, fol. 259–282.
- 55 Vgl. Hauke, Aufbruch, S. 55f.
- 56 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 59–61.
- 57 Vgl. Hauke: Aufbruch, S. 57f.

Bildnachweise

- S. 19 Schwäbische Zeitung. Montag, 26. November 2012. S. 3
- S. 22 Hauke, M.-K.: Aufbruch von Ulm entlang der Donau – Ulm und die Auswanderung im 18. Jahrhundert, 2012. S. 52
- S. 23 Hauke, M.-K.: Aufbruch von Ulm entlang der Donau – Ulm und die Auswanderung im 18. Jahrhundert, 2012. S. 44
- S. 24 Hauke, M.-K.: Aufbruch von Ulm entlang der Donau – Ulm und die Auswanderung im 18. Jahrhundert, 2012. S. 65
- S. 26 Hauke, M.-K.: Aufbruch von Ulm entlang der Donau – Ulm und die Auswanderung im 18. Jahrhundert, 2012. S. 57